

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1900

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0002|log40

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Centralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.
Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

II. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis
einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das
Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Centralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 30. Mai
1900.

[Alle Rechte vorbehalten.]

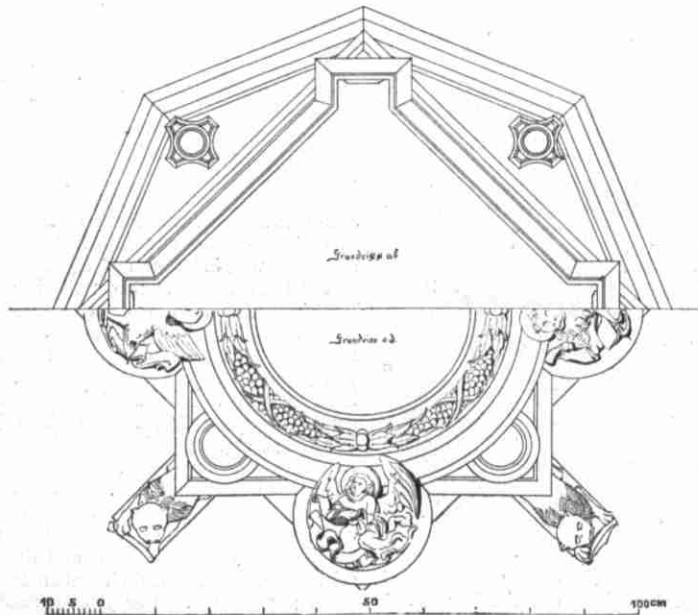
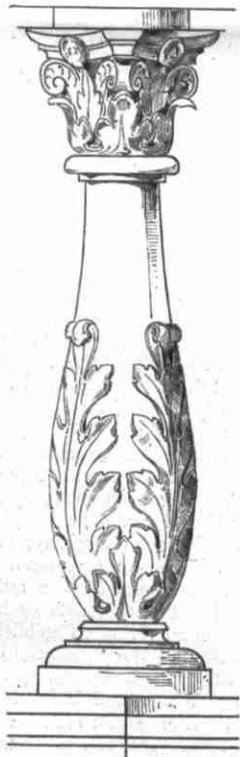
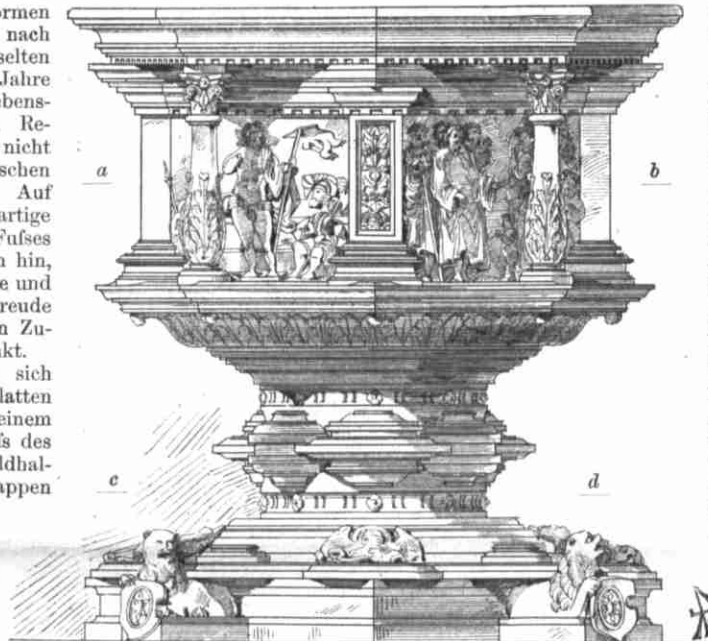
Taufstein in der Marienkirche in Osnabrück.

Zu der schönen inneren Ausstattung der Marienkirche in Osnabrück, die, wie es neulich hieß, durch neue Einrichtungen ersetzt werden soll (vgl. S. 42 d. v. Jahrg. d. Bl.), gehört auch ein Taufstein, der es verdient in weiteren Kreisen wegen seiner eigenartigen Formen bekannt zu werden. Es ist nach der auf dem Stein eingemeißelten Jahreszahl ein Werk aus dem Jahre 1560, das den ganzen liebenswürdigen Zauber der frühen Renaissance zeigt, die sich noch nicht vollständig von den gothischen Einflüssen frei gemacht hat. Auf letztere deutet der becherartige Aufbau, die Bildung des Fußes mit den schildhaltenden Löwen hin, während der reiche bildnerische und ornamentale Schmuck der Freude der Renaissance an decorativen Thaten seinen Ursprung verdankt.

Der Fuß ist aus zwei sich überkreuzenden viereckigen Platten gebildet, welche den mit einem Fruchtkranz geschmückten Fuß des runden Schaftes tragen. Schildhaltende Löwen mit dem Stadtwappen

wie wir sie bei Taufbecken früherer Zeit finden. Da aber an diesem jegliche Ansatzspur dafür fehlt, so ist man gezwungen, die Basis für eine spielende Erinnerung an ähnliche mittelalterliche Bildungen zu nehmen, welche den Löwen unter der Basis einer Säule vielfach verwenden.

Der Schaft des Kelchs erinnert mit seinen abwechselnd rund und spitz heraustretenden profilirten Buckeln an Metallarbeiten der Spätgotik. Das eigentliche Becken ist viereckig gebildet, jedoch im unteren und oberen abschließenden Gesims, welches letzteres von frei vorgestellten zierlichen Säulchen getragen wird, ins Achteck übergeführt. Die vier Felder an der Außenseite werden durch quer zur Diagonale gesetzte Pfeiler eingerahmt, deren Füllung mit reichem ornamentalen Schmuck verziert ist. Die Felder zieren kräftig herausgearbeitete Bildwerke, welche in ihren Darstellungen auf die Taufe Bezug nehmen. Wir sehen die alttestamentliche Beschneidung, Christi Taufe im Jordan, Christus, die Kindlein segnend, und endlich den



halten an den Seiten der unteren Platte die Spitze der oberen Platte auf ihrem Rücken, die vorspringenden Spitzen der unteren Platte sind durch die vier Evangelistenzeichen in runder Umrahmung verdeckt. Die basisartige Bildung auf dem Rücken der Löwen ist schwer zu erklären. Man ist zuerst geneigt, auf eine hier früher vorhandene Säule zur Unterstützung des oberen Beckens zu schließen,

triumphirenden, auferstandenen Christus mit der Siegesfahne zwischen den schlafenden und erwachenden Kriegsknechten.

Die Formen der architektonischen Gliederung verrathen in der Bildung der Säulchen und den Profilirungen eine entschiedene Verwandtschaft mit denen des wunderschönen Lettners im Hildesheimer Dom, so daß man versucht sein könnte, auf einen gemeinsamen Meister oder doch

eine gemeinsame Schule für die Entstehung beider Werke zu schließen. Das der Zeichnung beigelegte Steinmetzzeichen, welches sich auf dem Stein findet, mag zu weiteren Forschungen in dieser Beziehung anregen.

Das Becken ist aus Baumberger Kalkstein, jenem schönen bildsamen Material Westfalens, hergestellt, leider aber jetzt mit einer grauen Oelfarbe übermalt, welche wohl Mithoff in seinem Werk „Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen“ zu der Angabe veranlaßt hat, daß das Material des Beckens Holz sei. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß unter der deckenden Oelfarbe noch Spuren einer früheren Bemalung des Steines verborgen sind, und ich hoffe noch auf eine glückliche Hand, der die dankbare Aufgabe vorbehalten ist, die deckende Farbschicht zu beseitigen und das Becken wieder im alten Glanz der Farbe erstehen zu lassen. Eines allerdings wird für uns unwiederbringlich verloren sein. Noch

Mithoff schrieb in seinem 1879 vollendeten Werk von einem kronenartigen Aufsatz des Beckens, der von einer Taube auf der Spitze abgeschlossen wurde. Man möchte wohl wissen, wenn wir die gleiche Entstehungszeit voraussetzen dürfen, wie dieser Aufsatz gebildet war, wie seine Formen aus dem unteren Becken entwickelt waren. Aber dieser Wunsch muß unerfüllt bleiben. Der Aufsatz ist verschwunden, ohne jegliche Spur verschwunden in einer Zeit, die erst eben hinter uns liegt, und von der man eine größere Pietät gegen ein derartiges Werk voraussetzen sollte.

Mag dies eine Mahnung sein, daß man bei den geplanten Aenderungen der inneren Einrichtung der Kirche schonungsvoller mit dem Erbe der Väter verfährt, einem Erbe, das uns Pflichten auferlegt, die nicht ernst genug genommen werden können.

Lübeck.

Baltzer.

Funde in Straßburg.

Der Architekt, der offenen Auges die Gassen der Altstadt von Straßburg durchwandert, ist stets aufs neue erstaunt über die Fülle alter Bauwerke, die dort die Jahrhunderte überdauert haben. Die rege Bauhätigkeit der letzten Jahrzehnte hat ein fast ausreichendes Feld gefunden in den neu erschlossenen Gebieten der Stadterweiterung und hat die Altstadt bisher wenig berührt. So ist es gekommen, daß lange Straßenzüge und ganze Stadtviertel ein leidlich altes Gepräge bewahrt haben. Aber auch dort, wo das schlichte Gewand dieser alten Bürgerhäuser dem Geschmacke der neuen Zeit nicht mehr genügt, finden wir, daß man sich in sehr vielen Fällen damit begnügt hat, dem alten Gebäude eine neue Front vorzusetzen. Oft zeigen schon die hochragenden zinnengekrönten Brandgiebel an, daß der Kern eines Hauses einer älteren Zeit angehört als sein Gesicht; ebenso oft jedoch sind alle äußeren Kennzeichen des alten verschwunden, und nur der Zufall oder eine planmäßige Durchforschung führt zur Entdeckung der Reste, die uns von der Kunstübung vergangener Zeiten geblieben sind.

Angeregt durch meinen Vater, den Oberbaurath Schäfer in Karlsruhe, habe ich sowie die Herren Architekten N. Wernert und H. Quambusch, die gleich mir bei der Wiederherstellung der Jung St. Peterskirche beschäftigt sind oder waren, den alten Straßburger Profanbauten ein gewisses Studium gewidmet, und mancher Fund hat die aufgewandte Mühe belohnt. Besonders günstige Gelegenheit zu Beobachtungen mittelalterlicher Kunstweise war bei Umbauten und Abbrüchen geboten, und manches von dem Gefundenen dürfte eines allgemeineren Interesses nicht entbehren.

Wenn wir die Zeitfolge der Entdeckung einhalten wollen, so ist zunächst zu nennen die Auffindung der ursprünglichen Außenbemalung des alten Kaufhauses aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, das in der Nähe der Rabenbrücke sich von Osten nach Westen die Ill entlang erstreckt. An beiden Enden erheben sich hohe zinnenbekrönte Giebel, drei weitere, gleichfalls mit Zinnen versehene Brandgiebel theilen es in vier von einander getrennte Abtheilungen. Als man im Sommer 1897 damit begann, das ehemalige Kaufhaus zu einer Markthalle umzubauen, stellte sich heraus, daß man es nicht mit einem einheitlichen Bauwerke zu thun hatte, sondern daß die

östliche Hälfte älter ist als die westliche. Bei der noch im 14. Jahrhundert erfolgten Verlängerung hat man eine höhere Dachform gewählt, und so ist es gekommen, daß der ganze ehemals freistehende Westgiebel des älteren Theiles samt seiner Zinnenbekrönung in den Innenraum des neuen Daches gefallen ist. Diesem Umstande ist es zu danken, daß die Bemalung dieser Wand in fast ursprünglicher Frische erhalten geblieben ist. Das Hauptmotiv bildet ein großes Rautenmuster, mit dem die ganze Fläche überzogen ist (Abb. 1). Die Rauten haben eine Seitenlänge von 65 cm und sind abwechselnd dunkelroth und gelb gefärbt. Die Trennung besteht in einem 3 cm breiten weissen Bande, das seinerseits von zwei schwarzen Linien eingefasst ist. Auf den Kreuzungsstellen sitzen viereckige weiße Rosetten von 24 cm Durchmesser, schwarz umrandert, mit grünem Kern. Die Fensteröffnungen werden umrahmt von einem 14 cm breiten Streifen, dessen Farbe sich aus hellroth und caput mortuum

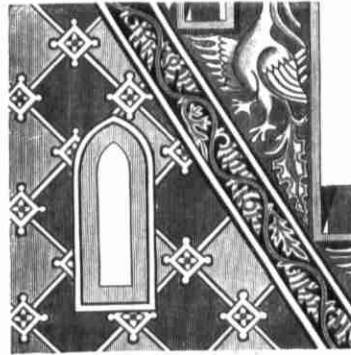


Abb. 1.
Außenbemalung des Kaufhauses.

nachmischen läßt, und der gegen das Rautenmuster wiederum durch ein weisses von schwarzen Strichen begleitetes Band abgegrenzt wird. Unter den Giebelzinnen her läuft, der Dachneigung folgend, ein Fries: auf schwarzem Grunde liegt eine wellenförmige gelbe Ranke mit wechselständigen weissen Blättern, die mit einigen schematischen Strichen in roth modellirt sind. Der Fries ist beiderseitig durch eine weiße und eine schwarze Linie begleitet und hat eine Gesamtbreite von 42 cm. Die über dem Frieße auf den Zinnen verbleibenden Dreieckszwickel sind auf rothem Grunde mit schwarz umranderten Thierfiguren in Weiss und Gelb bemalt. Mitten auf die nur von wenigen kleinen Fensteröffnungen durchbrochene Wand war über das Rautenmuster hinweg die Riesenfigur eines Christophorus mit dem Jesuskinde gemalt.

Straßburg ist eben im Mittelalter eine Stadt des Putzbaues gewesen, und die geputzten Fronten waren bemalt. Eine andere, etwas einfachere, aber sonst der vorigen ganz entsprechende Façadenmalerei fand sich kurze Zeit darauf, offen an der StraÙe, gegenüber der Südwestecke der Nikolauskirche. Nur der darauf sitzende Staub und Rufs hat sie bisher den Augen der Vorübergehenden entzogen. Auch hier tritt das Motiv des großen Rautenmusters auf, wiederum in roth und gelb, die Rauten getrennt durch das schwarzweiße Band. Aber während beim Kaufhause die Rauten quadratisch waren, haben sie hier einen Winkel von etwa 70 Grad. Die Rosetten auf den Kreuzungsstellen sind kleiner und rund. Die Ecken des Gebäudes sind mit hellrothen, schwarz eingerahmten Eckquadern versehen, die durch eine weiße Fuge von einander getrennt sind. Die Maße sind die folgenden: Seitenlänge der Rauten etwa 1 m, Rosettendurchmesser 15 cm, Schichtenhöhe der Eckquader 40 cm. Beide Bemalungen, diese sowohl wie die des Kaufhauses, fallen besonders auf durch den großen Maßstab des verwandten Musters; doch läßt sich dies wohl in beiden Fällen durch die Größe der bemalten Flächen und ihre geringe architektonische Ausbildung erklären.

Bei dem großen Mangel an alten Beispielen ornamentaler Profanmalerei verdienen auch geringe Reste eine gewisse Beachtung. Darum möchte ich ein Bruchstück einer solchen hier nicht übergehen, das in dem Hause Am alten Fischmarkt Nr. 42 zu Tage gekommen ist. Dieses Haus, ein Holzbau vom Ende des 16. Jahrhunderts, das in den letzten Monaten durch N. Wernert stilmäßig wiederhergestellt wurde, hat gegen Norden eine etwa um achtzig Jahre ältere, zum Nachbarhause gehörige Brandmauer. Ihrer Erbauungszeit dürfte auch der in Rede stehende, auf ihr befindliche Malereirest angehören. Er besteht im wesentlichen aus einer einfachen fünfblättrigen Blume von 24 cm Durchmesser. Der gelbe Kern ist schwarz eingefasst, und die Blumenblätter sind von innen heraus in dunkelblau, hellblau und weiß abgetönt. Der rothbraune Stengel wächst aus einem stärkeren Rankenzuge heraus, der noch mehrere Abzweigungen sowie Spuren von grünen Blättern erkennen läßt. Der Grund, auf dem das ganze liegt, ist weiß. In dem gleichen Hause wurde noch ein anderer Fund gemacht. Beim Aufbrechen einer im 17. Jahrhundert vermauerten Fensteröffnung stellte es sich heraus, daß man einfach von außen und innen gegen die Verglasung gemauert hatte, und daß deshalb der ganze Fensterflügel mit Glas und Beschlag erhalten geblieben war. Dieser Fund erschien um so wichtiger, als die Erhaltung derartiger Beispiele außerordentlich selten ist. Die starke Inanspruchnahme durch den Gebrauch und die geringe Widerstandsfähigkeit der schwachen Schreinerarbeit haben in fast allen Fällen zu späterer Erneuerung geführt. Der jetzt gefundene Flügel gehört augenscheinlich der Mitte des 17. Jahrhunderts an. Er ist 1,10 m hoch und 60 cm breit. Das Holzwerk besteht aus vier glatten Rahmstücken. Auffallend ist ihre geringe Stärke, sie messen im Querschnitt nur 31 auf 31 mm. Die senkrechten Schenkel entbehren jeglicher Gliederung, während die wagerechten gegen das Glas hin außen und innen mit Fase versehen sind, die stumpf auf die senkrechten Stücke aufläuft. Ein äußerer Falz ist nicht vorhanden,

sondern der Flügel schlug glatt in den Falz des steinernen Fensterstockes. An den Ecken sind die Hölzer mit einander verzapft und durch einen eingeleimten Holz Nagel zusammengehalten. Die Verglasung sitzt nicht in einem Kittfalz, sondern in einer eingestochenen Nuth. Diese Anordnung machte es nöthig, die Verglasung gleich beim Zusammenschlagen des Rahmens vorzunehmen. Sie besteht aus Butzen und glatten weißen Scheiben, die in Bleisprossen gefaßt und zu einem Muster zusammengesetzt sind. Zur Versteifung sind ein senkrecht und vier wagerechte Windeisen angebracht, die an den Enden gekröpft und auf den Rahmen aufgenagelt sind. Die Bleisprossen sind schon mit dem Bleizuge hergestellt; die Seele ist ziemlich kräftig, die Flansche aber sind im Gegensatz zu dem für Kirchenfenster angewandten Blei fast so dünn wie Papier. Dies hatte meines Erachtens den Zweck, die Erneuerung einzelner zerbrochener Scheiben zu erleichtern; man konnte den Flansch aufbiegen und über der neuen Scheibe wieder zusammendrücken. Bei Verwendung stärkerer Bleie hätte man die ganze Glastafel herausnehmen und zu diesem Zwecke den Rahmen auseinanderschlagen müssen. Die Bänder sind geschmiedete einfache Blattbänder von spitz-ovaler Form. Sie waren zwischen der Hülse für den Kloben und dem Rahmen noch einmal durch ein Charnier unterbrochen, wodurch es möglich wurde, den Flügel aus der Fensternische herausglatt an die Wand zu klappen. Der Verschluss geschah durch einen um einen Stift drehbaren Schließhaken, der in eine im Stein befestigte Oese eingehakt wurde. Er diente vielleicht gleichzeitig zum Befestigen des geöffneten und herumgeklappten Flügels. Der Beschlag wird vervollständigt durch einen beweglichen Aufziehring.*)

Auf das Gebiet der Innenbemalung kommen wir mit dem nächsten Funde, und zwar handelt es sich um eine Decke mit sichtbaren Balken aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts. Sie stammt aus dem Eckhause an der Münster- und Studentengasse, gegenüber dem Broglieplatz, das vor einigen Monaten zum Abbruch kam. Als man dem Hause Ende der zwanziger Jahre neue Fronten vorsetzte, hatte man auch diese Decke von unten belattet und mit einem Gipsputz versehen. Dadurch kam es, daß ich erst auf sie aufmerksam wurde, als der Abbruch schon vollendet und das Material bis auf wenig nach auswärts verkauft war. Es gelang mir jedoch, die fehlenden Stücke noch aufzufinden, und so war es möglich, den ursprünglichen Zustand im Geiste wiederherzustellen. Der Raum, den die Decke überspannte, ist 6 m breit und 7 1/2 m lang gewesen. Die Balken, etwa 1 m auseinanderliegend, liefen in der kürzeren Richtung. Sie waren vierkantig und hatten einen Querschnitt von 20 auf 26 cm. Quer über die Balken waren gefalzte tannene Bohlen von 6 1/2 cm Stärke genagelt, die zugleich die Unterlage für den Estrich des darüber liegenden Raumes bildeten. Die zwischen den Balken sichtbar bleibende Unterfläche des Bohlenbelags war auf weißem Grunde mit einem fortlaufenden Rankenmuster bemalt, das viel Verwandtschaft mit dem am alten Fischmarkt gefundenen Reste zeigt. Die Hauptranke ist wellenförmig geführt. An jeder Windung zweigt, einmal nach rechts, einmal nach links, eine Nebenranke ab, die den Hauptzweig überkreuzt und an ihrem Ende eine große Rose mit doppeltem Kranze von Blumenblättern trägt (Abb. 2). Zahlreiche weitere Verzweigungen der Haupt- und Neben-



Abb. 2. Deckenmalerei.

ranken sind mit herzförmigen Blättern besetzt. Alle Ranken und Stengel sind rothbraun gefärbt, die Rosen sind abwechselnd zinnoberroth und kobaltblau mit gelbem Kern, die Blätter sind grün. Nur die Rosen haben eine schwarze Außen- und Innenumrandung. Die Bemalung der Balken konnte leider nicht mehr festgestellt werden.

Bei Gelegenheit eines Umbaues in dem Hause Stephansplan 16 wurde in einzelnen Spuren die ehemalige Bemalung einer Stubenwand sichtbar, die ich durch sorgfältiges Abkratzen der darauf befindlichen Tünche in ihrem ganzen Umfange bloßlegte. Auf dem



Abb. 3. Wandmalerei.

Hofe des Hauses findet sich die inschriftliche Jahreszahl 1491, und ich nehme keinen Anstand, die Entstehung der Malerei in die gleiche Zeit zu setzen. Es handelt sich wieder um ein Rankenmuster; aber während sich bei dem vorigen Falle in dem rhythmischen Wechsel der Wellenranke und der gleichmäßigen Vertheilung der Rosen eine gewisse Gebundenheit der Form kund that, finden wir hier eine vollständig freie und naturalistische Behandlung. Die bemalte Wand hat eine Länge von etwa 7 m und eine Höhe von 3,60 m. Der untere Theil der Malerei, etwa 1 1/2 m hoch, ist zerstört, alles übrige jedoch vorzüglich erhalten. Der Grund ist wiederum weiß. Aus einem gemeinsamen Stamme entwickelt sich eine große Anzahl von Aesten, die sich in zahlreichen Verzweigungen über die ganze Wand verbreiten. Die Linienführung ist leicht und sicher (Abb. 3); man sieht, daß der Maler nicht ängstlich nach einer vorher angefertigten Zeichnung gearbeitet, sondern daß er sich höchstens die Hauptzüge mit Kohle vorgerissen hat. Besondere Rücksicht ist auf eine gleichmäßige Ausfüllung der Fläche genommen. Sämtliche Ranken sind mit rothbrauner Farbe hergestellt. An der Spitze eines jeden Zweiges sitzt an schwarzen Stielen eine Gruppe von sieben Blättern, eines an der Spitze, dann immer zwei einander gegenüber. Die äußersten drei Blätter sind hellgrün gefärbt, es folgen zwei dunkelgrüne und dann wieder zwei hellgrüne. Die Blattform nähert sich der eines Buchenblattes, sie entspricht in hohem Grade einer raschen und flotten Arbeitsweise. In größeren Abständen folgen dann an jedem Zweige abwechselnd je zwei sich gegenüberstehende Früchte und zwei ebensolche Blätter. Die Früchte haben Eiform, sind zinnoberroth gefärbt und mit dunklem Lack modellirt. Zwischen den Zweigen sind fliegende und sitzende Vögel vertheilt, mit schwarzer, grauer und rothbrauner Färbung. Alles ist ohne besondere Umrandung ausgeführt, nur die Vögel sind mit schwarzen Strichen durchgezeichnet. Auch die übrigen Wände des Raumes waren in gleicher Weise bemalt, doch ist wenig davon erhalten. An einer Stelle finden sich die Reste einer Heiligenfigur, die nach einzelnen schwach erhaltenen Buchstaben als ein Heiliger Sebastian gedeutet werden muß. Leider ist die ganze Malerei beim Fortschreiten der Bauarbeit wiederum verschwunden, doch war es möglich, vorher eine Pause davon anzufertigen.

H. A. Schäfer.

*) Bei dieser Gelegenheit sei ein zweiter, um etwa 120 Jahre älterer Fensterflügel erwähnt, der gelegentlich einer gemeinsam mit dem Architekten W. Blauc unternommenen Studienreise in dem

elsässischen Städtchen Rufach entdeckt und durch Ankauf vor dem Untergange bewahrt wurde. Seine nähere Beschreibung möchte ich mir für später vorbehalten.

Das Benedictinerkloster Arendsee.

Fern vom Geräusche der Welt liegt im nördlichsten Zipfel der Altmark und damit der Provinz Sachsen am gleichnamigen See das kleine Landstädtchen Arendsee. Wenn auch der Altmark trotz ihrer Eigenschaft als Wiege des preussischen Staates nur ein mäßiger Reichtum an landschaftlichen Reizen zugestanden wird und sie meist als trostlos einförmige Ebene von Sand und Kiefern verschrien ist, so trifft dies doch in solcher Allgemeinheit durchaus nicht zu, und gerade Arendsee, von den Eingeborenen voll Stolz das „Auge der Altmark“ genannt, überrascht den Besucher durch seine herrliche Lage am Ufer des geheimnißvollen Sees, am Rande ausgedehnter Forsten, die sich bis ins „Hannöversche“ hinziehen. Geheimnißvoll kann man den See mit Recht bezeichnen, da der über seine erst in geschichtlicher Zeit eingetretene Geburt gebreitete Schleier immer noch nicht gelüftet ist. Nicht in grauer Vorzeit,

sondern zur Zeit Ludwigs des Frommen ist der See in den Jahren 815 und 822 unter Sturm und Erdbeben entstanden, wie urkundlich nachgewiesen ist. Man nimmt an, daß der an Stelle des jetzigen Sees vorhandene Untergrund seiner Zeit von mit Wasser gefüllten Höhlungen im Gipsgesteine durchsetzt gewesen ist. Letztere mögen dann bei einem Erdbeben zusammengebrochen und das Wasser emporgedrungen sein. Viele Jahrzehnte hindurch wurde die Gegend dieses Naturereignisses als Sitz böser Geister ängstlich gemieden. Und nicht so ganz ohne Grund, denn im Jahre 1685 trat während eines heftigen Sturmes ein Erdsturz ein, welcher ein großes Stück Ufer abriß und für immer in den Fluthen des Sees begrub. Das Entsetzen der Einwohnerschaft, welche den Untergang der ganzen Stadt befürchtete, muß nach den Schilderungen des Geschichtsschreibers furchtbar gewesen sein. Daß der geheimnißvolle See

noch eine Anzahl besonderer Eigentümlichkeiten besitzen soll und zum Mittelpunkt zahlreicher Sagen wurde, ist erklärlich, ebenso, daß schließlich das Städtchen seinem Schicksal der Entdeckung als Luftort und Seebad auf die Dauer nicht entgegen konnte.

Schon in früher Zeit wurde die bevorzugte Lage des Arendsees zur Verbreitung christlicher Cultur unter den heidnischen Wenden Norddeutschlands erkannt, denn bereits im Jahre 1184 gründete hier Markgraf Otto I. von Brandenburg das Benedictiner-Nonnenkloster „Arendsee“, dessen stattliche, wohlhaltene Kirche noch jetzt dem Gottesdienste gewidmet ist, während die übrigen Klostergebäude in Trümmer gesunken sind und als malerische Ruinen im Vereine mit Baum und Strauch das nach dem See steil abfallende Klostergelände schmücken.

Die in streng romanischen Formen aufgeführte Backsteinkirche, welche der Maria und dem Evangelisten Johannes, anfänglich auch noch dem Schutzheiligen der Fischer und Schiffer, Nikolaus, geweiht war, bildet zweifellos den ältesten Theil der Klosteranlage. Da bis zum 12. Jahrhundert in der Altmark alle Kirchen gänzlich aus den harten unbildsamen Granitfindlingen errichtet wurden, so mußten erst fremde Ansiedler aus Holland ins Land gezogen werden, welche die Kunst, aus Thonerde Steine zu formen und zu brennen, den Einheimischen lehrten. Man fand den Vorzug der leichten Bildsamkeit dieses Materials gegenüber dem harten Granit bald heraus und schritt muthig auf der Bahn des Backsteinbaues vorwärts. Freilich mag wohl in den am See gelegenen Wendendörfern Schrampe, Zielsau und Ziemendorf, welche jedem Culturfortschritte feindlich gesinnt waren, manch schlitzäugiger Wendenhäuptling mißtrauisch und kopfschüttelnd die fremde und ausländische Bauweise betrachtet haben. Aber die Holländer haben ihre Kunst wohl verstanden, denn noch jetzt steht die aus so weichem Materiale erbaute Kirche unerschütterlich fest, während die aus derselben Zeit herrührenden Feldsteinkirchen wegen Baufälligkeit immer mehr verschwinden und durch Neubauten ersetzt werden müssen.

Da die Klosterkirche Arendsee in Adlers Werk über Backsteinbauten zeichnerisch und beschreibend erschöpfend behandelt worden ist, so sei hier nur hervorgehoben, daß sie die Form einer dreischiffigen gewölbten Basilica-Kreuzkirche mit den in der Altmark üblichen 7 Jochen aufweist und eine halbkreisförmig geschlossene Apsis besitzt (Abb. 1 u. 4). Das Innere des Gotteshauses ist zwar sehr einfach und schmucklos gehalten, befriedigt aber durch seine schönen Verhältnisse das Auge des Beschauers in hohem Grade.

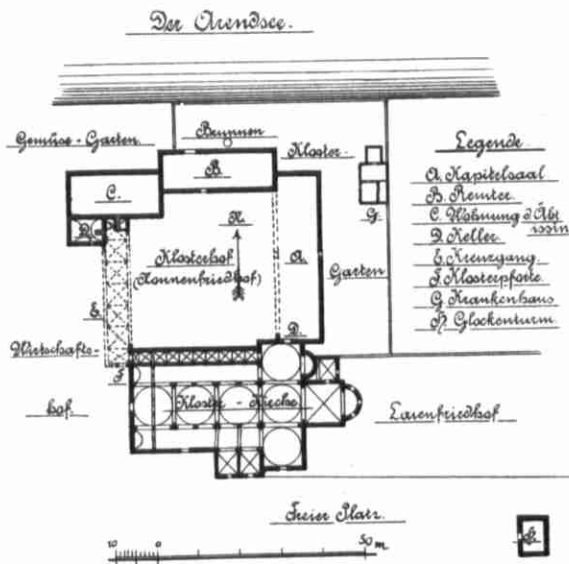


Abb. 1. Lageplan.

Als besonderer Schmuck sind noch die in Backsteinbau ausgeführte Kanzel (Abb. 2) und der mit vergoldetem Schnitzwerk versehene Flügelaltar hervorzuheben. Die Kirche besaß ursprünglich keine Thürme, nur ein kleiner Dachreiter erhebt sich über der Vierung. Als sich in der Blüthezeit des Klosters, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Klostergebäude als unzureichend erwiesen, und vermuthlich die erforderlichen Mittel vollauf vorhanden waren, wurden unter der Aebtissin Anna v. Jagow die Klostergebäude neu errichtet. Zu gleicher Zeit erhielt die Kirche als Anbau an der Südseite die Nonnenempore und an der Nordseite den südlichen Kreuzgangflügel, welcher die Kirche mit dem Kloster in innige Verbindung brachte. Um den Klostersglocken zu ihrem Rechte zu verhelfen, wurde auch

der abseits stehende Glockenthurm, welcher in einer Blende ein sechspeichiges Rad, das v. Jagowsche Wappen, zeigt, erbaut (Abb. 3). Die Klostergebäude bildeten, sich an die Kirche anlehnend, mit dem Nonnenkirchhofe in der Mitte ein geschlossenes Viereck (Abb. 1), an dessen Umfange ein bedeckter oder überbauter Kreuzgang ringsherum lief. Dieser bildete den Verkehrsraum zwischen den einzelnen Theilen und Stockwerken der Clausur. Verhältnißmäßig wenige und kleine Oeffnungen nach dem Friedhofe gaben ihm nur ein spärliches Licht, doch genügten sie wohl, den Vorübergehenden ein ständiges memento mori zu bilden, da der Blick sich unwillkürlich nach den Grabstätten richten mußte. Von dem Kreuzgange ist nur der südliche, sich an die Kirche lehrende Flügel, der durch seine mangelhafte Einwölbung unangenehm auffällt, erhalten, betreffs der übrigen Theile ist man auf Ueberlieferungen und Vermuthungen angewiesen.

An der Südwestecke des Kreuzganges befand sich unmittelbar an der Kirche die Pforte der Clausur F (Abb. 1), welche von den meisten Nonnen nur einmal im Leben durchschritten wurde. Daran schloß sich der westliche, ziemlich tiefe Kreuzgangsflügel E, welcher die ganze Gebäudetiefe einnahm. Jedoch war sie nicht genügend reichlich bemessen, sodaß sich darüber nur kleine untergeordnete Räume befunden haben können. Der diesem Theile gegenüberliegende Ostflügel A besaß eine größere Tiefe, sodaß sich hinter dem Kreuzgange noch genügend Platz für eine Reihe kleinerer Räume ergab. Sein oberes Stockwerk wurde jedenfalls vom Capitelsaale eingenommen, in welchem täglich einmal den versammelten Schwestern ein Abschnitt aus der Ordensregel des heiligen Benedictus vorgelesen wurde. Zu dem Zwecke war der Saal hell und geräumig angelegt, mußte er doch in der Blüthezeit des Klosters bis zu 70 Nonnen fassen können. An seiner nördlichen Giebelseite weisen Spuren einer alten



Abb. 2. Inneres der Kirche mit Kanzel.

Kaminanlage darauf hin, daß er in der schlechten Jahreszeit zu heizen war. Abgesehen von den Fenstern, die vermuthlich nach dem Friedhofe zu lagen (die Westmauer ist nicht mehr vorhanden), erhielt der Capitelsaal noch Licht von der Ostseite, an die sich der von dem hohen Chore der Kirche bis nach dem Seegestade hinab erstreckende Klostergarten anschloß. Durch eine kleine spitzbogige Thür war er von dem Bauteile A zugänglich. In diesem Garten befindet sich, getrennt von den übrigen Klostergebäuden, noch jetzt ein einsames Häuschen G mit alter gewölbter Thüröffnung, das vielleicht seinerzeit als Krankenhaus oder eine Art Altentheil diente, in welchem alte siche Nonnen, welche die Vorschriften der Ordensregel nicht mehr erfüllen konnten, in tiefster Abgeschiedenheit den Rest ihrer Tage verlebten. Sowohl von dem Bauteile A, als auch von B und C stehen nur noch die Umfassungsmauern, von A auch diese nicht vollständig. Alle Innenwände, Decken, die meist als Balkendecken hergestellt waren, alle Dächer sind in Trümmer gesunken, und die Ueberbleibsel mehr oder weniger vom Zahne der Zeit benagt.

Der das Klosterviereck schließende Nordflügel wurde durch die beiden Gebäude B und C gebildet. Welchem Zwecke das letztere diente, liefs sich nicht mit Sicherheit feststellen. Vielleicht hat man hier die Wohnung der Aebtissin oder den alten nicht mehr ausreichenden Remter zu suchen. Anders liegt die Sache bei dem dreistöckigen Bauteile B, welcher mit großer Wahrscheinlichkeit den großen, das ganze Gebäude einnehmenden Remter und die Küchenräume umfaßte. Letztere werden sich im untersten Stockwerke befunden haben, denen von Süden her durch den Kreuzgang oder über den Kirchhof hinweg die Erzeugnisse des großen Wirtschaftshofes, Fleisch, Geflügel, Eier, Butter, Käse, Milch, Mehl usw., und die Früchte aus dem Obst- und Gemüsegarten zugeführt wurden, während sich dem nördlichen Kücheneingange gegenüber eine kleine Pforte in der Klostermauer befand, durch welche die Klosterfischer vom See her, auf dem das Kloster die Fischereigerechtigkeit ausübte, die vielbegehrte Fastenspeise auf dem kürzesten Wege einfuhrten. Vielleicht haben auch durch diese allen Fremden streng verschlossene Pforte die Klosterjäger ihre in den wildpretreichen großen Waldungen des Klosters erlegte Beute der Küche zugeführt. Denn kurz vor der Einführung der Reformation scheint das Kloster sehr reich und die Be-

köstigung der Schwestern eine mehr als auskömmliche gewesen zu sein. Die Ueberbleibsel eines alten Kamins in der Umfassungsmauer der Ruine und die Nähe des Brunnens sprechen sehr für die Richtigkeit der Annahme, daß wir hier die Küchen- und wohl auch Vorrathsräume zu suchen haben. Von denselben führte eine Treppe in das darüber befindliche Geschloß, welches, vom großen Remter eingenommen, den Speise- und Wohnraum der Nonnen bildete. Auf beiden Längsseiten wurde der Raum durch gekuppelte gothische Fenster erhellt, die auf der Seeseite einen prächtigen Blick über den Klostergarten und den See hin boten. Die im obersten Stockwerke befindlichen kleinen Schlitzfenster legen zwar die Vermuthung nahe, daß sich daselbst Schlafzellen befunden hätten, indessen finden sich an den wohl erhaltenen Umfassungsmauern nirgends Spuren von Zwischenwänden, sodaß man wohl zu der Annahme berechtigt ist, daß hier der allgemeine Schlafräum, welcher urkundlich in späterer Zeit hergestellt wurde, zu suchen ist. Einzelzellen wurden auch meist über dem Kreuzgange angeordnet. Vielleicht schreibt auch die Ordensregel einen gemeinsamen Schlafräum vor. Die Arendseer Nonnen scheinen überhaupt nicht in so strenger Clausur gehalten worden zu sein, als man gewöhnlich bei Nonnenklöstern annimmt, sie mußten nicht nur in Küche und Keller thätig sein, sondern sich auch im Gemüse- und Obstgarten nützlich machen, sie widmeten sich der Siechen- und Krankenpflege und durften für solche Zwecke zum Theil wohl nur auf kurze Zeit das Kloster verlassen. Auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung bildete das Kloster eine kleine Stadt für sich, welche fast seinen ganzen Bedarf selbst erzeugte. Außer dem Betriebe der Landwirthschaft gab es dort eine Spinnerei, Weberei, Schneiderei, daneben Wasch-, Back- und Schlachthäuser, sogar eine Bierbrauerei besaß es und eigene Weinberge, deren Gewächs in den Kellern DD (Abb. 1) aufbewahrt wurde. Jedoch dürfte zu bezweifeln sein, daß die Pröbste, wenn vornehmer Besuch da war, nur den Gestieuer



Abb. 3. Ostseite des Glockenthurmes mit dem v. Jagowschen Wappen.

promenade zu machen. Während sie jetzt fast unzugänglich hinter Schloß und Riegel gehalten werden, soll man später vom Kirchplatze aus durch sie hindurch auf wohlgepflegten, gewundenen Wegen nach dem Seeufer hinab gelangen. Dann wird auch hier neues Leben aus den Ruinen erblühen, denn selten wird man Natur und Kunst, Religion und Geschichte so innig auf einem kleinen Raume verwebt finden, als es hier der Fall ist. Wie herrlich wird es dann sein, am Sommerabend sich im Schatten des epheumsponnenen Nonnenkirchhofes, umrauscht von den Erinnerungen der Vergangenheit, zu



Abb. 4. Südostansicht der Kirche.



Abb. 5. Nordansicht vom See aus.

Landwein vorgesetzt haben, es wird wohl durch die Vermittlung von Ordensbrüdern am Rheine auch manche bessere Sorte im Keller gelagert haben. Mit der schon früh eingeführten Reformation wandelte sich das Kloster in ein Fräuleinstift um, und in den folgenden unruhigen Zeitläuften wurden der ursprünglichen Gerechtsamen, Zehnten und Gefällen immer weniger, sodaß das Stift in Anfange des 19. Jahrhunderts wegen Mangel an Mitteln dem Aussterben anheimfiel. Als dann das letzte Fräulein zur ewigen Ruhe eingegangen war, zertielen die Gebäude immer mehr, sodaß jetzt nur noch der größere Theil der nackten Umfassungsmauern inmitten großer Schutthaufen und hochentwickelten Unkrauts neben einigen Gemüsebeeten vorhanden ist. Eine Ausnahme davon bildet der südliche Theil des Nonnenkirchhofes, welcher, wohlgepflegt, noch jetzt Begräbniszwecken dient. Der werthvolle Besitz an Grundeigenthum und der umfangreichen Wirtschaftsgebäude ging schließlic in den Besitz des Domänenfiscus über, welcher ihn an die Heeresverwaltung als Remontedepot verpachtet hat. Es wird nunmehr behufs besserer Erhaltung der Ruinen angestrebt, dieselben von der Domäne abzutrennen, da sie für letztere doch nur ein lästiges Anhängsel bilden und sie zu einem hervorragenden Mittelpunkte der sich am Seeufer hinziehenden Cur-

ergehen, den Blick über das altersgraue Gemäuer nach dem tief unten erglänzenden, vom Strahle der untergehenden Sonne vergoldeten See gerichtet, während hinter der ehrwürdigen Klosterkirche hervor die Abendglocken ertönen. Fürwahr ein stimmungsvolles Bild.

Möge es daher den vereinten Bestrebungen der Behörden, der Denkmalpflege und der Bürgerschaft gelingen, die Mittel und Wege nicht nur zur Erhaltung, sondern auch zur sachgemäßen Ausgestaltung dieses herrlichen Fleckchens Erde zu finden.

Stendal.

Heinze.

Die Wiederherstellung des Schüttings in Bremen.

In Nr. 2 d. Bl., Seite 9, veröffentlichte Herr E. Ehrhardt einen kurzen Aufsatz über den Schütting in Bremen und seine Wiederherstellung. Bereits bei einem Besuche im vorigen Jahre, den ich meiner Vaterstadt abstattete, erhoben sich bei mir schwere Bedenken gegen die Art und Weise, mit der der verstorbene Salzmann die seiner wiederherstellenden Hand anvertrauten Gebäude behandelt hat. Obwohl er dahingeschieden ist und sich nicht mehr vertheidigen kann, vermag ich diese Bedenken bei dem alten Kaufmanns-Gildehause doch nicht zu unterdrücken, denn sie berühren Fragen allgemeiner Natur, und zwar namentlich auch die allerwichtigste dieser Fragen: wie weit soll die Ergänzung reichen, wo hat der heutige Architekt bei einem vorhandenen Bauwerke mit seinen Wiederherstellungs- und

Erneuerungsarbeiten Halt zu machen? Wir kennen alle die fanatischen Stil-Wiederherstellungen eines v. Ritgen und Heideloff, eines Friedrich Schmidt und seiner Schüler, die bei jedem ihnen unter die Hände kommenden alten Bauwerke sich zunächst fragten: „wie hat es der erste Baumeister geplant?“, und dann so lange wegrissen und abbrachen, bis all der schöne Hauch des Geistes der Vorzeit hinweggeblasen war, und ein Ding entstand, von dem man schließlic nur sagen konnte: so wars früher sicherlich nicht gewesen!

So beklagen wir heute die ungezählten „Restorationen“ — ein gutes deutsches Wort für die wenig gute Sache habe ich nicht — einer Wartburg, Koburg und Fischburg, eines Runkelsteins und Karlsteins, all der gothischen Landkirchen mit ihren neuzeitlichen Fabrik-

erzeugnissen von Altären, Kanzeln und Gestühlen. Wohin sind die schönen Renaissance- und Barockeinbauten, die empfindungsvollphantastischen, übersprudelnden Kunstgedanken des 14. und 15. Jahrhunderts? — Beseitigt und durch stilgerechte, nüchterne Thaten „im Sinne des romanischen, des gothischen Stiles“ ersetzt! Selbst ein Beyer hat sich noch bei der Kilianskirche in Heilbronn davon nicht ganz frei zu machen vermocht. Mocker, ein Schüler Schmidts, hat bis zu seinem Tode im vorigen Jahre ähnliches auf dem Hradschin und dem Karlstein gethan. Die Gefahr muß also auch heute in unserer eklektisch-alexandrinischen Zeit für den Baukünstler noch groß sein. Das einzige Mittel, diese Gefahr zu bekämpfen, ist rücksichtslos offene Kritik. Nur so ist die Festlegung einer bestimmten Linie möglich, bis zu welcher in der „Rückwärtsconstruirung“ gegangen werden darf. Diese Linie scheint mir völlig ästhetischer Natur, also transcendental zu sein, es ist ihr weder mit Meßlatte noch Zirkel beizukommen. Mit dem Gemüth ist aus dem alten, vorhandenen Gebäude die in Stein und Bein übersetzte Geschichte herauszulesen, deren rhythmisch-harmonisches Kunstwerk es ist und bleiben muß. Nichts, was einen Theil jenes Gedankens zu uns spricht, was einen tönenden Vers des ganzen Gesanges bildet, darf davon entfernt werden, stamme es auch aus dem „schlechtesten“ Jahrhundert; nichts darf hinzugesetzt werden, was eine andere, fremde Tonart anschlägt und die bestehende zum Gemüth sprechende Erscheinung des Gebäudes stört oder aufhebt.

Sehen wir uns von diesem Standpunkt aus den Bremer Schütting an (s. Abb.), bieder-trocken, wie er von aufsen war, und glanzvoll prunkend, wie er jetzt geworden ist, so müssen wir ehrlich zugeben, daß viel Schönes an dieser architektonischen Leistung ist, wir müssen uns aber ebenso ehrlich dagegen verhalten, daß diese „moderne“ — abermals fehlt mir das deutsche Wort — Erneuerung eine Wiederherstellung im Sinne wirklicher, echter Denkmalpflege ist.

Das Wirkungsvolle an dem alten Hause war seine ungemein anspruchslose und schlechte Mauermaße, nur belebt von zwei Reihen sechsgetheilter Fenster, dann aber vom Hauptgesims ab bekrönt durch die reichen Giebel, die Brüstung, den Erker und das alles beherrschende hohe Dach. Klang daraus nicht ein ganzes Lied vom Kaufmannsstande, in dem nur nüchterner, ruhiger Fleiß schließlich durch Glanz und Pracht belohnt werden kann? Und bildete das Haus nicht ein sprechendes Vergleichsstück zu den alten Bremer Handels- und Orlogschiffen mit ihren mächtigen glatten Rümpfen, ihrer flotten, alles überwuchernden Takelage und ihrem riesenhaften Segelzeug? Auch in den Giebeln und Gaupen des alten Schüttings glaubte man den Seewind brausen zu hören, der dem Hause und der Gilde die Güter und das Gute herwehte.



Der Schütting in Bremen vor der Wiederherstellung.

Dieser starke Gegensatz — übrigens ein echt friesisch-flandrisches Motiv — ist verwischt und nicht zum Vortheile der Wirkung. Die derbe Fenstertheilung — der Breite nach zwei, der Höhe nach drei Theile — mit den an den Tudorbogen erinnernden Sturzen ist entfernt. Dafür sind jetzt die Fenster in der Breite dreitheilig, der Höhe nach zweitheilig, haben gerade Starze und zeigen statt der bescheidenkräftigen Gesimse reichverzierte Sandsteinkrönungen. Statt einer Gurttheilung sind jetzt deren drei vorhanden, durch die Fenster-einfassungen sind die Mauerpfeiler schmaler geworden. — Wozu dies alles? Es lag weder im körperlichen Stein noch im seelischen Sein des Hauses begründet, ist vielmehr lediglich freie Erfindung des Architekten. Die alte Hausthür, eine ärmliche Leistung der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, durfte fallen. Aber ob dafür ein Portal im Geiste des Heidelberger Ottheinrichbaues hingesetzt werden mußte, läßt sich füglich bezweifeln. Dazu war das Haus zu kurz, und durch die Anwesenheit dieses Prunkstückes wurde der naiv-unbeholfene, aber äußerst stimmungsvolle Mitteldacherker gefährdet. Die alte Dachbrüstung hat Spitzen erhalten, die deren hingestreckte

Ruhe stören, die Seitenfiguren des Erkers sind entfernt worden, wodurch eine überaus feine Ueberleitung von der Wagerechten zur Senkrechten verloren gegangen ist und der Erker nun hart in die Brüstung einschneidet. Sollte Farbe an dem Hause verwandt werden, so dürfte sie unter keinen Umständen abwärts dem Hauptgesims angebracht werden. Dadurch wäre der Gegensatz zwischen Unterbau und Dach stärker und klarer geworden. Jetzt verderben die Fensteraufsätze alles: die Mauermaße und damit die ruhigen Verhältnisse, das Widerspiel zwischen oben und unten, und dadurch den tieferen Gehalt des Werkes.

Ich komme zum Schluß und damit zu dem harten, aber wie ich glaube gerechten Ergebniss, daß der Bremer Schütting durch die ihm zu Theil gewordene Erneuerung nicht die Pflege

gefunden hat, die er verdient hätte. Es wird mir zwar schwer, erscheint mir aber nothwendig, dies gerade an dieser Stelle klar auszusprechen, in einem Blatte, welches sich in dankenswerther Weise die Aufgabe gestellt hat, dafür zu sorgen, daß bei Wiederherstellungen ähnliche Klippen vermieden werden. *)

Karlsruhe.

Friedr. W. Rauschenberg.

*) Wir bringen diese Einsendung zum Abdruck, da sie Berühmten enthält. In wie weit der alte Baubestand des Schüttings vor Inangriffnahme der Erneuerungsarbeiten noch erkennbar war und letztere sich daraus begründen lassen, entzieht sich unserer Kenntniss. Auch wissen wir nicht, wie die durch reiche Neubauten (vgl. u. a. die Rathsapotheke, Zeitschr. f. Bauwesen 1897, S. 361, Taf. 43) veränderte Umgebung des Schüttings Salzmann bei seinem Wiederherstellungsentwurf beeinflusste.

D. S.

Die Osterburg im bayerischen Rhöngebirge.

Von Dr. W. M. Schmid in München.

Bei einer Weganlage im Wald auf der Kuppe des Osterberges, eines kegelförmigen Vorberges der Rhön bei Bischofsheim (Unterfranken), wurden s. Z. von dem Königl. Forstmeister Fuchs Mauerreste aufgedeckt. Nach drei Sommern, in welcher Zeit genannter Herr mit materieller Unterstützung der unterfränkischen Kreisregierung, des Bezirks Bischofsheim und des Rhönclubs in höchst umsichtiger Weise die Ausgrabungen durchgeführt hat, liegen nunmehr die Ruinen der aus spätromanischer Zeit stammenden Osterburg am Tage. Bis 5 m tiefe Schuttmassen mußten bewegt werden, um die z. Th. noch 3 m hohen Mauern freizulegen. Der Grundriß der Burg ist in den Hauptlinien klar (Abb. 6). Auf der obersten Basaltstufe der Kuppe stehen der Palas *a*, der runde Bergfried *b* (Abb. 4) sowie der außen viereckige, innen runde Thurm *c*. Die nächste um etwa 3 m tiefer liegende Stufe ist von der Ringmauer *d* umschlossen, welche sich im Westen zum Thurm *c* hinaufzieht. Vom

Palas führt durch ein ehemals rundbogig gewölbtes Thor *e* (Abb. 3) eine Treppe in den südlichen Zwinger, in welchem eine Anzahl z. Th. früher überwölbter Räume *f* noch der Bestimmung ihres einmaligen Zweckes harren. Auf der Nordseite der zweiten Stufe sind Räume mit jetzt eingestürzten Gewölben *g*, eine Treppe usw. aufgedeckt. Ich möchte gleich hier erwähnen, daß nahe dabei die Reste einer ganz rohen Basaltbruchsteinmauer *h* ohne Mörtelung bloßgelegt wurden, die einer viel früheren Siedlung angehören. An der Ostseite ist die Ringmauer von dem Hauptthorbau *i* unterbrochen. Der Burgbering ist auf drei Seiten durch einen künstlichen Graben mit Wall geschützt, während ihn auf der Ostseite ein in der Hauptsache wohl natürlicher Einschnitt als Halsgraben von einer kleineren und niedriger gelegenen Kuppe trennt. Spuren einer Vorburg sowie der alte Aufstieg der Burgstraße sind noch nicht gefunden, dagegen werden die weiteren Grabungen im Innern der Burg, be-

sonders auf der Nordseite, sicher noch den Grundriß vervollständigen.

Als Material für die Bauten ist gewöhnlich der in der Gegend anstehende gelbe und rothe Sandstein verwandt, und zwar in der Weise, daß die theilweis bis zu 3 m dicken Mauern innen und außen Schalen von Sandsteinquadern, dazwischen Gufswerk mit Bruchsteinen haben. Das Gewölbe des Thores e, die Fundamente der Ringmauer bestehen aus feinem Tuffstein, und für verzierte Werk-

die am Fusse des Osterberges gelegene Burg und Stadt Bischofsheim, in welche sich eine Anzahl Ritter, die sein Gebiet geplündert, zurückgezogen hatten. Von dieser Burg steht heute noch der als sogenannter Stadt- oder Zenthurm bezeichnete Thurm (Abb. 1). Die Mauertechnik zeigt, daß das Erdgeschoss, wie das erste und zweite Obergeschoss noch dem 13. Jahrhundert entstammen; das dritte Geschoss ist um 1594 entstanden, der oberste Fachwerkbau ist noch jünger. Als Abschluss des Erdgeschosses ist nun auf zwei Seiten ein Rundbogenfries aus Sandstein verwandt, welcher nach manchen sicheren Anzeichen nicht für diese Stelle gearbeitet ist. An drei Stellen sind sogar unten an den Fries die Basisplatten von kleinen Wandhalbsäulen angesetzt, wie eine solche auf der Osterburg selbst gefunden wurde; bei zweien hat man nicht einmal die Eckblattzier weg-

gemeißelt. Ich spreche den Rundbogenfries als ehemaligen Schmuck des Palas der Osterburg an. Von daher stammen auch ein Pfeifen-capitell am Portal des Amtsgerichtsgebäudes, ein Rundbogenstück an der St. Josefspelle und eine große Säulenbasis mit Eckblättern, welche bisher in der Nähe des Bahnhofes lag. Der Zustand eines Theiles der Mauern der Osterburg, welche ihrer Quaderverblendung beraubt sind, zeigt, daß sie auch sonst als Steinbruch benutzt worden ist. Doch fanden sich in dem Schutt immer noch eine Anzahl vorzüglich gearbeiteter und ornamentirter Werkstücke; manche davon machen den Eindruck, als wenn sie überhaupt gar nicht im Bau versetzt gewesen, sondern gerade aus der Hand des Steinmetzen hervorgegangen wären. Halbsäulchen und Bogenzwickelfüllung eines gekuppelten Rundbogenfenster, Kantenstücke mit Hohlkehlen, einer Console, deren Unterseite die Darstellung zweier einen Mann erwürgenden Löwen (Abb. 5), Theile von Friesen mit Bretzen- und Akanthusornament, Capitelltheile usw. gab der Boden heraus. Dazu Falzziegel als Fußbodenbelag, Theile von bemaltem Tafelglas, an Kleinfunden eine

flache Bronceschüssel, eine vergoldete Bronzegürtelschnalle mit verschlungenen Greifen, zwei Sporen, Pfeilspitzen, Messer, Gabel, Schlüssel, Gefäßscherben u. a. Soweit die Formen dieser Geräthe eine Bestimmung zulassen, stammen sie alle aus dem 13. Jahrhundert.

Die Kritik der Kunstformen an den Architekturtheilen ergibt einen engen Zusammenhang mit der Ornamentik des 1189 geweihten Domes von Würzburg. Nur diese Stadt kann bei der Ausführung der Bauten auf der Osterburg überhaupt in Betracht kommen. Andererseits sprechen manche Stücke, wie ein Pfeifencapitell, eine halbe Achteckconsole für Gewölbedienst doch für das erste Drittel des 13. Jahrhunderts als Entstehungszeit der Osterburg. Ich vermute deshalb wohl mit Recht in dem obengenannten Bischof Heinrich von Würzburg ihren Erbauer. Da Theile von ihr gegen Ende des 13. Jahrhunderts schon an anderer Stelle verwandt werden, wie oben gezeigt worden ist, so hat sie freilich nur eine kurze Pracht zu verzeichnen; dafür ist aber auch ihr Grundriß durch spätere Einbauten nicht verdorben und wird uns gewiß noch interessante Aufschlüsse geben bei den weiteren Grabungen, welche in den nächsten Jahren die Ruine vollständig bloßlegen sollen.

Zur sachgemäßen Erhaltung der Mauern sind staatliche Mittel erbeten. An vier charakteristischen Stellen werden Graben und Wall in ihren Profilen erhalten werden, während der Graben sonst dazu bestimmt ist, die ganz gewaltigen Schuttmassen, welche



Abb. 1. Centthurm.



Abb. 2. Fries von der Osterburg.



Abb. 3. Thor vom Palas zum Zwinger.

Abb. 1 u. 2. Centthurm in Bischofsheim.

Abb. 3 bis 6. Die Osterburg im bayerischen Rhöngebirge.



Abb. 4. Hauptthor, im Hintergrund der Bergfried.



Abb. 5. Console.

gliedert fand auch Kalkstein Verwendung. Auf den Zustand der Ruine komme ich später zu sprechen.

Durch ihr Alter oder die Besonderheit ihrer Anlage tritt nun die Osterburg nicht gerade bedeutsam hervor; ähnliche Burgen finden sich öfter im Odenwald, Spessart und in der Hardt. Doch darf sie immerhin zu den größeren gezählt werden; so ist das Ausmaß des Berges 114:60 m, der Durchmesser des Bergfrieds 12,5:9 m. Sie war auch nicht ein gewöhnlicher Wehrbau, sondern mit reichem plastischen Schmuck versehen, wie die Funde beweisen. Auch ihr Schicksal ist interessant. Ein einziges Mal findet sie urkundliche Erwähnung, als 1231 Boto v. Eberstein einen Hof daselbst als Burglehen erhält. 1303 führen sie die Lehenbücher des Bisthums Würzburg schon nicht mehr an. Die Herren von Osterburg aber, welche im 12. und 13. Jahrhundert in der alten Grafschaft Henneberg nachweisbar sind, hatten ihren Stammsitz gleichen Namens bei dem Städtchen Themar an der Werra (Herzogthum Meiningen). Einer dieses Geschlechtes, Heinrich, wird nun 1202 Bischof von Würzburg, und es spricht alles dafür, daß er der Erbauer der Osterburg ist.^{*)} Sie hat übrigens kaum 70 Jahre gestanden — vorausgesetzt, daß sie wirklich ganz ausgebaut wurde. Denn 1270 stürmt Abt Bertho von Fulda

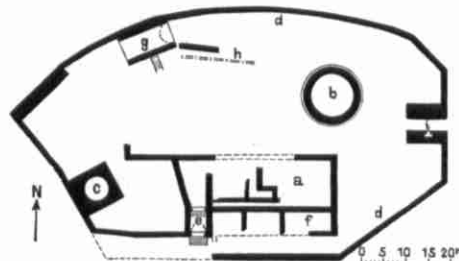


Abb. 6. Plan der Osterburg.

^{*)} Vgl. dagegen: Prof. Dr. J. C. Schmitt, Die Osterburg bei Bischofsheim vor der Rhön in Der Burgwart, Jahrg. I, Nr. 4, 5, 6.

sonst nirgends untergebracht werden können, aufzunehmen. Der Wald auf der Kuppe soll so weit rasirt werden, daß die Ruine schon von ferne sichtbar wird. Wohl nicht ganz im Sinne einer

richtigen Denkmalpflege liegt das Bestreben der den Grund der Osterburg besitzenden Gemeinden, den Bergfried als Aussichtsturm wieder aufzubauen.

Vermischtes.

In dem Wettbewerb für Entwürfe zu Neubauten in den in alterthümlicher Weise zu erhaltenden Strafen Hildesheims hat das Preisgericht den ersten Preis (1500 Mark) dem Architekten Oskar Grothe in Berlin, den zweiten Preis (1000 Mark) den Architekten A. Braendli u. K. Holtz in Freiburg i. B. und den dritten Preis (600 Mark) dem Architekten Heinrich Milk in Berlin zuerkannt. Außer diesen drei preisgekrönten Bearbeitungen, von denen jede 21 Entwürfe aufweist, haben die Preisrichter noch weitere 63 einzelne Zeichnungen von verschiedenen Einsendern (vgl. den Anzeigenteil d. Bl.) ausgewählt, die zum Ankauf und zur Aufnahme in die demnächst herauszugebende Sammlung bestimmt sind. Jedes dieser Blätter wird dem Ausschreiben entsprechend mit 30 Mark vergütet.

Auszeichnung. Dem Privatdocenten in der philosophischen Facultät der Universität in Königsberg i. Pr. Dr. Hermann Ehrenberg,*) Archivar am dortigen Königlichen Staats-Archiv, ist vom preussischen Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten der Titel Professor beigelegt worden.

Das jetzt nach seinem Erbauer Huneborstel bezeichnete sog. Demmersche Haus in Braunschweig vom Jahre 1536**) ist bekanntlich von der Stadt auf Abbruch angekauft, um dasselbe an anderer Stelle wieder aufzubauen und so vor dem Verfall zu schützen. Der Abbruch ist jetzt vollendet und sind die Bautheile nach dem neuen Bauplatz geschafft. Letzterer befindet sich an der Nordseite des Burgplatzes, der, nach dem Wiederaufbau des reichgeschnitzten Huneborstelschen Hauses, einen weiteren Reiz erhalten und mit dem Dome, der Burg Dankwarderode und dem Burglöwen ein herrliches Architekturbild abgeben wird. Diese Aussicht ist wohl geeignet, darüber hinwegzuhelfen, daß das Gebäude nicht an der alten Stelle erhalten geblieben ist, was ohne Frage richtiger gewesen wäre. Ueber die Verwendung des Hauses ist noch keine Bestimmung getroffen; angeblich sollen sich die Braunschweigischen Innungen bemühen, dasselbe als Innungshaus zu erhalten, eine Absicht, gegen die kaum etwas zu sagen sein dürfte, wenn keine einschneidende Veränderungen, die auf die Schauseite von Einfluß sind, damit vorgenommen werden. Bekanntlich befindet sich das reichgeschnitzte Zierwerk gerade an den niedrigen Bodengeschossen, und man wird gezwungen sein, um die Räume nutzbar zu machen, zwei Geschosse zusammenzuziehen, was möglich sein wird, wenn die Zwischenbalkenlage vor den Fenstern des Obergeschosses als Boden einer Galerie erhalten bleibt. Hoffentlich wird bei dem Wiederaufbau der alte Zierverband der Ausmauerung der Fache zwischen den Stielen und Riegeln wieder ausgeführt und die alte Farbe von dem Holzwerk beseitigt, die Vielfarbigkeit auf das Zierwerk der Holzschnitzereien und auf die Füllbretter zwischen den Balken beschränkt, was früher der Kosten wegen nicht ausführbar gewesen soll.

Bezüglich des Stammschlusses Tirol, über welches S. 81 u. f. des vorigen Jahrganges d. Bl. gelegentlich berichtet worden ist, hat nach dem Ableben des Herrn v. Schönherr, dem die bauliche Pflege des Schlosses bisher oblag, Hofrath Prof. Dr. v. Wieser in Innsbruck auftragsmäßig es vorläufig übernommen, eine weitere Wiederherstellung in die Wege zu leiten. Ein dazu regierungsseitig bestellter Ausschufs, bestehend außerdem aus Graf Hans Wilczek, Graf Enzenberg, vormaligem Sectionschef im Unterrichtsministerium, und Hofrath Dr. Otto Piper, hat unlängst an Ort und Stelle mehrtägige Berathung gepflogen, zu welcher u. a. auch Conservator Atz hinzugezogen war.

Bekanntlich handelt es sich hier nicht um eine schöne und daher aus dem Gesichtspunkte der Denkmalpflege lediglich zu erhaltende Ruine, sondern um eine stets bewohnt gebliebene Burg, welche zum Theil durch Abtragung wie auch durch Absturz in die Tiefe, noch mehr aber durch Vernachlässigung, ärmliche Nützlichkeitsbauten und neuere unverständige „Restauration“ in einen Zustand versetzt worden ist, der ihrer glanzvollen Vergangenheit und für das Land besonders hervorragenden geschichtlichen Bedeutung in hohem Maße unfürdig ist. Werthvolle romanische Sculpturen an Portalen und Fenstern machen eine entsprechende Wiederausgestaltung auch des Uebrigen noch um so wünschenswerther.

*) S. u. a. Geschichte der Kunst im Gebiet der Provinz Posen, Zeitschr. f. Bauw. 1893, S. 241 u. f. — Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen, besprochen im Centralbl. d. Bauverw. 1899, S. 399. — Das alte Speicherviertel in der Stadt Königsberg i. Pr., Denkmalpflege 1899, S. 51.

**) Vgl. Centralbl. d. Bauverw. 1889, Nr. 3, ferner Pfeifer, Holzarchitektur der Stadt Braunschweig, Berlin 1892. Wilh. Ernst u. Sohn (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Bauwesen 1892), sowie den vorigen Jahrgang dieses Blattes, Seite 27 u. 42.

Unter wesentlicher Annahme der von Piper ausgearbeiteten umfassenden Wiederherstellungsvorschläge hat sich daher der Ausschufs dahin geeinigt, als das zunächst am dringlichsten Wünschenswerthe zu bezeichnen: Wiederaufbauung des bis auf einen Stumpf abgetragenen Bergfrieds, äufsere Wiederherstellung des jetzt einem vernachlässigten Bauernhause gleichenden Mußhauses mit Beseitigung schuppenartiger Vorbauten, Verbindung desselben mit dem südlichen Palas durch einen vorgekragten hölzernen Laufgang (nach Maßgabe eines alten, das Schloß darstellenden Gemäldes) und Ausbau des inneren Burghores an Stelle eines kleinlichen und unleidlich verfehlten neueren Baues. Die Leitung der Arbeiten soll dem letztgenannten Ausschufsmitgliede übertragen werden.

Hölzerne Fensterrahmen an romanischen Kirchenbauten. Herr Oberpfarrer E. Wernicke theilte auf S. 20 des laufenden Jahrganges dieses Blattes mit, daß bei den kürzlich ausgeführten Arbeiten an der Liebfrauenkirche in Loburg, einem Bauwerk vom Ende des 12. Jahrhunderts, der ursprüngliche Verschluss der Fenster wiedergefunden wurde, ein hölzerner Rahmen, welcher in eine Nuth des Gewändes eingemauert und mit dünnen Platten von Marienglas gefüllt war. Soweit man in romanischer Zeit die Fenster der Kirchengebäude nicht überhaupt offen liefs, scheint jene Art des Verschlusses in Deutschland sehr verbreitet gewesen zu sein. Was zunächst die sächsische Landschaft anbelangt, so fand ich Reste derartiger Fensterverschlüsse bei der Wiederherstellung der Klosterkirche U. L. Frauen in Magdeburg.¹⁾ Die noch der Bauzeit des 11. Jahrhunderts angehörigen Fenster in der Westmauer des Querschiffes waren ursprünglich ohne Verglasung hergestellt. Die übrigen Fenster, namentlich die aus dem 12. Jahrhundert stammenden des Mittelschiffes, besaßen dagegen den gleichen, von Wernicke beschriebenen Verschluss. Es fanden sich vielfach noch Theile der hölzernen Rahmen, von denen einige Proben zu der in der ehemaligen Sacristei angelegten kleinen Sammlung von Alterthümern entnommen wurden. An anderen Stellen liefs sich der Abdruck der Holzfasern im Mörtel erkennen. Bei der Größe der Fenster mußten die Rahmen aus mehreren Stücken zusammengesetzt gewesen sein, ohne daß sich über deren ursprüngliche Gestalt noch genaueres ermitteln liefs. Ebensovienig gelang es, noch Reste der alten Verglasung festzustellen. Die Verwendung hölzerner Fensterrahmen konnte ich ferner nachweisen an der ebenfalls dem 12. Jahrhundert entstammenden Capelle der Burgruine im Lednicsee bei Gnosen, sowie an der nur wenig jüngeren Ruine der Marienkirche in Inowrazlaw, wengleich das Holz dort im Laufe der Jahrhunderte verschwunden war.²⁾ Nach einer Mittheilung des Herrn Provincial-Conservators Dr. Bickel in Marburg sind die Fenster im Untergeschosse des Glockenthurmes neben der Stiftskirche in Hersfeld ebenfalls in der beschriebenen Weise geschlossen. Die Rahmen sind dort aus einer Eichenbohle geschnitten und auch der Falz für die Verglasung ist noch erhalten. Weiter fand Herr Bickel in einem vermauerten, schlitzenartigen Fenster der neuerdings abgebrochenen Kirche in Speckwinkel noch die Reste der alten Holzbohle. Ueber das Vorkommen hölzerner Fensterrahmen an romanischen Kirchen Oberbayerns hat Herr Conservator Dr. Hager in München kürzlich einige Nachrichten veröffentlicht; er nennt die abgebrochene Kirchhofcapelle bei S. Emmeran in Regensburg und die Basilica in Isen.³⁾ In Regensburg bestanden die Rahmen wiederum aus einem Stück, und einige derselben wurden an das Ulrichs-Museum in Regensburg sowie an das National-Museum in München abgegeben. In Isen sind die Rahmen aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Mit der Entwicklung der Glasmalerei und der Einführung steinerner Rahmen kamen die alten hölzernen Rahmen außer Gebrauch. Bei eingehender Prüfung der Denkmäler, wie sie namentlich bei Wiederherstellungen und Abbrüchen möglich ist, werden zu den aufgezählten Beispielen sich gewifs noch manche andere hinzufinden, die den Wechsel der Zeiten überdauert haben.

J. Kohte.

¹⁾ Zeitschr. f. Bauw. 1895, S. 20. — ²⁾ Verzeichniß der Kunstdenkmäler der Provinz Posen, Bd. III, S. 275 und Bd. IV, S. 28. — ³⁾ G. Hager, Mittelalterliche Kirchhofcapellen in Alt-Bayern. Zeitschrift für christliche Kunst 1899, S. 162.

Inhalt: Taufstein in der Marienkirche in Osnabrück. — Funde in Straßburg. — Das Benedictinerkloster Arendsee. — Die Wiederherstellung des Schittings in Bremen. — Die Osterburg im bayerischen Rhöngebirge. — Vermischtes: Wettbewerb des Vereins zur Erhaltung der Kunstdenkmäler Hildesheims. — Auszeichnung. — Abbruch des sog. Demmerschen Hauses in Braunschweig. — Wiederherstellung des Stammschlusses Tirol. — Hölzerne Fensterrahmen an romanischen Kirchenbauten.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Friedr. Schultze, Berlin.
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin. Druck von J. Kerskes, Berlin.